

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 12

Artikel: Wie schreibt man die Mundart?
Autor: Müller-Guggenbühl, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070775>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Fritz Müller-Guggenbühl

Mindestens tausend Stunden braucht der durchschnittliche Deutschschweizer, bis er die schriftdeutsche Rechtschreibung beherrscht. Zwei Stunden würden genügen, um die Orthographie der Mundart richtig zu lernen.

Wollen Sie nicht den Versuch machen?

«Wo ist der Postwagen?» fragte ich einen Bahnbeamten, als ich auf dem Bahnsteig einen Expressbrief einwerfen wollte. Er sah mich an, als ob er es mit einem völlig Schwachsinnigen zu tun hätte. «Postwagen», sagte er, «der Zug 1138 hat doch noch nie einen Postwagen gehabt!»

Es ist typisch für alle etwas beschränkten Leute, daß sie nicht verstehen können, wenn man etwas, mit dem sie täglich zu tun haben, nicht weiß, und sich nicht vorstellen können; daß es ebenso gut anders sein könnte.

Ähnlich wie dieser Bahnbeamte gegenüber meiner Unkenntnis der Fahrdienstorganisation verhalten sich viele Leute gegenüber der Rechtschreibung. Man hat sich so sehr daran ge-

wöhnt, daß man «fahren» mit «h», «Saal» mit zwei «a», «Rad» aber nur mit einem «a» schreibt, daß man sich nur schwer ausdenken kann, daß es nicht immer so war und daß die Rechtschreibung in vielen Fällen auf Zufall beruht und im Laufe der Jahrzehnte wechseln kann.

Die Zeiten, wo Offiziersaspiranten nach ihrer Begabung, ein Gewehr in drei zackigen Bewegungen auf die Schultern und wieder hinunterzunehmen, ausgewählt wurden, sind glücklicherweise vorbei. Aber es ist heute noch allgemein üblich, die Eignung zu unzähligen Lehrstellen dadurch festzustellen, daß man die orthographischen Fehler im Bewerbungsschreiben zählt. Damit hängt es wohl zusammen, daß

viele Leute der Rechtschreibung eine Bedeutung zumessen, die ihr eigentlich nicht zukommt.

Das war nicht immer so. Noch vor 150 Jahren schrieb Feldmarschall Blücher, nachdem er Napoleon bei Waterloo geschlagen hatte, seiner Gattin den folgenden Brief, der voll ist von orthographischen Freiheiten:

«Waß ich versprochen habe ich gehalten, den 16ten wurde ich gezwungen der gewalld zu weichen den 18ten habe ich in Verbindung meines Freundes Wellington Napoleon daß gahrauß zu machen wo er hin gekom weiß kein mensch seine armeh ist völlig en de Routt seine attelleri ist in unsern henden. seine orden die er selbst getragen sind mich soeben gebracht. sie sind in einen seiner wagen genom.» usw.

Heutzutage könnte ein solcher Brief kaum mehr geschrieben werden, schon deshalb nicht, weil Blücher mangels orthographischer Kenntnisse gar nicht zum Korporal avancieren könnte.

Weil es ziemlich viele Leute gibt, welchen jeder Versuch, die Rechtschreibung zu ändern, als eine Art Altarschändung vorkommt, erhob sich auch ein so leidenschaftlicher Widerstand, als man sich vor etwa zwanzig Jahren darum bemühte, in das Chaos der Mundartschreibung etwas Ordnung zu bringen, und dabei eine Anzahl Gesetze aufstellte, welche keine Rücksicht auf das vertraute schriftsprachliche Wortbild nahmen.

Das Ergebnis jener Bemühungen, die von der Neuen Helvetischen Gesellschaft unterstützt wurden, war ein Leitfaden von Prof. Dr. Eugen Dieth, welcher eine Anzahl Richtlinien für eine einheitliche Schreibweise aller Mundarten aufstellt.

Auch wer nicht zu jener Gruppe von Leuten gehört, welche den Wert einer einheitlichen Orthographie überschätzt und die Gebote des Herrn Konrad Duden unmittelbar hinter die Gebote Mose stellt, kann leicht erkennen, daß es nötig war, auf dem Gebiete der Mundartschreibung eine gewisse Ordnung zu schaffen.

Früher war es nämlich so, daß selbst innerhalb des gleichen Dialektes jeder Mundartschriftsteller wieder anders schrieb. Der eine schrieb *Banfart*, der zweite *Bahnfahrt*, der dritte *Baanfaart*; man sah aber auch *Bahnfaart* und *Baanfahrt*. Für «altbacken» schrieb man *altbache*, *altpache* oder *alpache*.

Die einheitliche Dialektschrift möchte in dem Gewirr von Klippen und Klüften der Mundartschreibung einige Signaltafeln und Leuchtbojen anbringen, die dem Mundart-

schreibenden den Kurs weisen, ohne daß man erwartet, daß nun alle Dialektschriftsteller sklavisch den genau gleichen Weg einschlagen.

Eine solche Reglementierung der Schreibweise erfüllt eine dreifache Aufgabe:

Die Leser unserer Mundartliteratur mußten sich vor der Reglementierung bei jedem neuen Schriftsteller aufs neue einlesen. Es dauerte stets eine Weile, bis man mit den persönlichen Eigenheiten der Schreibung vertraut und imstande war, aus dem geschriebenen Text den besondern Klang der Worte herauszuhören.

Aber auch das Schreiben der Mundarttexte wird erleichtert. Manche Mutter, die ihrem fünfjährigen Töchterchen einen Brief ins Kinderheim schreibt, bedient sich dabei *contre cœur* der Schriftsprache, lediglich weil sie sich in der Mundartschreibung unsicher fühlt. Dabei ist es nicht schwierig, Mundart zu schreiben und zu lesen; gerade die Kinder lernen es sehr leicht.

Die einheitliche Schrift gibt dem Mundartfreund außerdem die Möglichkeit, die verschiedenen Dialekte leichter auseinanderhalten zu können, und verhindert dadurch die Gefahr der gegenseitigen Abschleifung und der Dialektpanscherei.

Die Dialektschrift ist eine Lautschrift

Wer Englisch lehrt oder lernt, weiß, welche Schwierigkeit die Aussprache der Lautfolge «ough» macht, die unter anderem als «uu» ausgesprochen wird, wie in «through», als «òò» wie in «dough» oder als «aff» wie in «enough». Eine derart willkürliche Schreibweise ist im Englischen deshalb möglich, weil die Aussprache im gesamten Sprachgebiet einheitlich ist und jedermann weiß, wie gesprochen wird. Die schriftliche Wiedergabe eines Wortes kann sich deshalb mit einer bloßen Andeutung begnügen. Im Englischen weicht diese Andeutung in einzelnen Fällen so sehr von der Aussprache ab, daß das Wort geprägt wurde: «Spell Oxford and pronounce Cambridge.» Die berühmte Sauce zum Beispiel, welche viele Engländer und Amerikaner wahllos über alle Speisen schütten, wird «Worcester» geschrieben, aber «Wuster» gesprochen.

Im Hochdeutschen ist es ähnlich. Man kann das «u» in «ich suche» und «die Bucht» zweimal genau gleich schreiben, obwohl es das erstemal gedehnt und das zweitemal kurz gesprochen wird, und die beiden «e» im Wort

«Ergebnis» werden, obwohl gleich geschrieben, ganz verschieden ausgesprochen: das erste kurz und offen wie ä, das zweite lang und geschlossen.

In einer Mundartschrift ist eine solche nur andeutende schriftliche Wiedergabe der Aussprache nicht möglich, denn die Schreibweise soll dem Leser die Möglichkeit geben, den besonders, ihm vielleicht nicht vertrauten Klang

eines mundartlichen Wortes aus dem Schriftbild herauszuhören.

Anderseits müßte eine allen lautlichen Feinheiten gewachsene Lautschrift über so viele verschiedene Zeichen verfügen, daß das Lesen dadurch sehr erschwert würde.

Genau so, wie eine gute Übersetzung versucht, einen Mittelweg zu finden zwischen einer

Der kleine Familienfilm



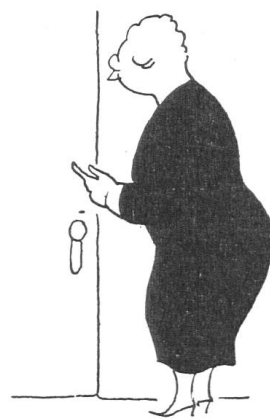
Hört Mann aufgeregt schimpfen.



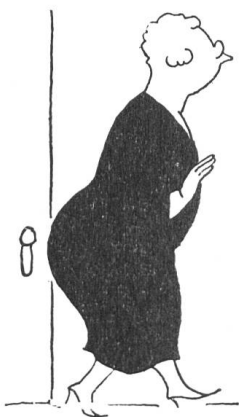
Geht zum Treppnpodest, um zu sehen, was los ist, und entdeckt, daß Mann seine Tabakpfeife nicht finden kann.



Erklärt ihm, sie ist auf Pult im Studierzimmer. In dem Augenblick ruft Annemarie, wo sind ihre Wildlederhandschuhe?



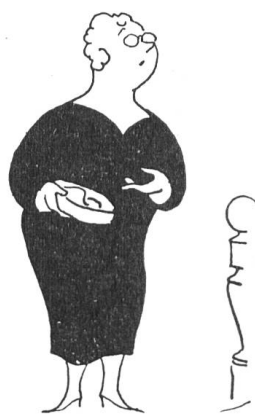
Ruft durch Türe, sie liegen hinten in der obersten Kommodenschublade. Hanspeter erkundigt sich, hat sie nicht sein Sackmesser gefunden?



Sagt nein, aber sie wird gleich kommen und ihm helfen, es zu suchen.



Findet Hanspeters Sackmesser und teilt Gatten mit, der Detektivroman, den er nicht finden kann, befindet sich auf Kamin.



Ruft etwas später, weiß irgend jemand, wo ihre Schere hingekommen ist, sie wurde aus ihrem Näh-tischchen genommen.



Erhält von niemandem Antwort, abgesehen vom Vater, der murmelt, er habe keine Ahnung.

sklavisch wörtlichen und einer allzu freien Wiedergabe des Originaltextes, bemühte man sich in der Dialektschrift, einen Mittelweg zu finden zwischen der Skylla einer nur ange-deuteten, verwässernden, aber leicht lesbaren Wiedergabe eines Wortes und der Charybdis einer zwar lautgetreuen, aber schwer lesbaren Schreibweise.

Es wäre aber falsch zu glauben, daß die Einführung neuer Schriftzeichen in allen Fällen das Lesen erschwere. In der Wiedergabe der thurgauischen, st.-gallischen, schaffhausischen Mundarten zum Beispiel empfiehlt es sich, einen Unterschied zu machen zwischen dem offenen «ò» und geschlossenem «o». Der Ausdruck *en guet beròòtene roote Gmeind-ròòt* (ein gut beratener roter Gemeinderat) liest sich bestimmt leichter, als wenn man schriebe *en guet berootene roote Gmeindroot*, und die Aufforderung *Tue Broot id Brootpffane!* ist schwerer lesbar, als wenn es hieße *Tue Broot i d Bròòtpffane* (Bratpfanne)!

Dennoch ist es natürlich nicht möglich, jedem Mundartwort das entsprechende Schriftbild bis in alle lautlichen Nuancierungen hinein nach Maß anzufertigen. Andererseits genügt es aber auch nicht, wenn man die Wörter lediglich in ein mehr oder weniger gut sitzendes Konfektionskleid steckt, wie dies im Französischen, Englischen und Hochdeutschen, wo die Aussprache einheitlich geregelt ist, geschehen kann. Man hat sich deshalb auf eine Art Maßkonfektion geeinigt, welche, ohne alle lautlichen Feinheiten wiedergeben zu können, der besondern Aussprache eines Mundartwortes weitgehend Rechnung trägt.

Die Lautschrift ist beispielsweise imstande, den Unterschied in den mundartlichen Entsprechungen des Wortes «Stein» wiederzugeben: Der Berner sagt *Steì*, der Zürcher *Stäi* und der Ostschweizer *Stai*. Andererseits aber spricht in dem Satz *I han em ales zalt* der Sankt-Galler helle, der Berner neutrale und der Zürcher dunkle «a», ohne daß dieser Unterschied im Schriftbild sichtbar wird. In diesem Falle ist die vorgeschlagene Dialektschrift also ein zu grobmaschiges Netz; diese Nuancierung schlüpft hindurch.

Die wichtigsten Regeln

1.

Man schreibt so, wie man spricht, ohne Rücksicht darauf, wie das betreffende oder ein ähnliches Wort im Hochdeutschen geschrieben wird.

2.

Lange Selbstlaute zum Beispiel werden doppelt geschrieben, das Dehnungs-h soll nicht verwendet werden und das «ie» nur dort, wo man das «e» tatsächlich auch spricht. Man schreibt also *faare*, *Raad* und *Saal*, sofern man das «a» tatsächlich dehnt. Für hochdeutsches «Glieð» oder «Spiel» schreibt man *Glüid* und *Spüil*, für hochdeutsches «lieb» und «Bier» aber natürlich *lieb* und *Bier*.

3.

Was die Klangfarbe der Vokale betrifft, gelten folgende Regeln: «e» wird für ein geschlossenes «e» verwendet, steht also zum Beispiel in zürichdeutschem *zele* (zählen) oder *Cheerz* (Kerze), in thurgauischem *Bet* (Bett) oder *stele* (stellen).

«ä» bezeichnet einen offenen Laut, findet sich also zum Beispiel in zürichdeutschem *Wäag* (Weg), in baselstädtischem *dängge* (denken), in appenzellischem *s jäälid* (es fehlen), in thurgauischem *Nächt* (Nächte).

Es gibt nun aber Mundarten, die noch eine dritte e-Qualität kennen. Für dieses halboffene «e», wie es in der zürichdeutschen Entsprechung für «Käse» oder für «Herbst» oder im Entlebuch für die Entsprechung von «gewettet» gesprochen wird, verwendet man das Zeichen «ë». Man schreibt also *Chëës*, *Hërbscht*, *gwëttet*.

«y» steht für ein (kurzes oder langes) geschlossenes «i», für offenes «i» schreibt man «i» oder «ii». Es heißt also zum Beispiel im St.-Galler Rheintal *Zitt* (Zeit), aber *gsy* (gewesen), im Zürichdeutschen *byße* (beißen), aber *Büis* (Gebiß).

Wo offenes und geschlossenes o oder ö nebeneinander vorkommen, wie zum Beispiel im Schaffhausischen, Thurgauischen, St.-Gallischen, Aargauischen, sollen sie, wie schon erwähnt, auseinandergehalten werden, und zwar dadurch, daß man den offenen Laut mit einem Tieftonzeichen versieht. Man schreibt also oberthurgauisch *spòòt hòò cho* für «spät heim gekommen». Dieses Zeichen wird aber in der privaten Korrespondenz kaum Verwendung finden.

4.

Zwielaute (Diphthonge): Die gebräuchlichsten schweizerdeutschen Zwielaute sind «ie», «ue», «üe», «ei», «äi», «ai», «ou», «au», «öü», «äü», «öi». Sie sind nach dem Gehör wiederzugeben. Jeder Zürcher zum Beispiel kennt den

Unterschied zwischen *gschaue* (betrachten) und *boue* (bauen), zwischen «äi» in *Stäi* (Stein), *hüi* (heim) und «ei» in *schneie* und *frei*. Er muß in der Mundartschrift zum Ausdruck kommen.

5.

Die Mitlaute (Konsonanten) werden nur dort doppelt geschrieben, wo sie lang ausgehalten werden, also zum Beispiel in glarnerisch *Landamme*, thurgauisch *Brugg* oder *ggange* (gegangen), zürichdeutsch *lauffe*. Hingegen schreibt man *Tane* (Tanne), *Wële* (Welle), sofern man diese Wörter tatsächlich so ausspricht. Man vermeide aber die Doppelschreibung von «ch» und «sch», weil sonst ellenlange Wörter mit unschönem Schriftbild — zum Beispiel *rutschsche* — entstehen.

«St» und «Sp» schreibt man wie im Hochdeutschen, wenn diese Laute auch dort als «scht» und «schp» gesprochen werden, also zum Beispiel in *Stadt*, *Spil*. Wo aber die mundartliche Aussprache von der hochdeutschen abweicht, wie in *Muschter*, *Wäschbi*, *Chaschper*, *Samschtig*, wird das «sch» ausgeschrieben.

6.

Das Schweizerdeutsche hat die Eigentümlichkeit, daß man wie im Französischen häufig, wenn zwei Selbstlaute zusammenkommen, bindet. Das Binde-«n» wird dem ersten Wort angehängt. Es heißt also *won er*, *in Stërnen übere*, *d Pfyffen uf Gumode gleit* usw.

7.

Apostrophe werden im Gegensatz zum Hochdeutschen keine verwendet. Man schreibt also nicht etwa *'s schneit* und noch weniger *s'schneit*, sondern *s schneit* oder *a d Brugg*.

8.

In Wörtern, die deutlich als Zusammensetzungen empfunden werden, soll jeder Teil vollständig ausgeschrieben werden, also *alt-pache*, nicht *alpache*, oder *Chindbetteri*, nicht *Chimpetteri*, trotzdem die zweite Schreibweise die tatsächliche Aussprache genauer wiedergibt.

Dagegen schreibt man *Hampfle*, weil man sich nicht mehr vergegenwärtigt, daß dieser Ausdruck eine Zusammenziehung von «Handvoll» bedeutet.

Die Hauptschwierigkeit

Auf der Amdener Höhe lebte vor fünfzehn Jahren ein Senn, in dessen kleiner Gaststube

auch diejenigen Gäste, welche die Ziegenmilch sonst verabscheuten, sie plötzlich mit Wohlbehagen tranken. Er stellte nämlich seinen Gästen stets zwei Krüge hin, einen weißen, «hier ist Kuhmilch», und einen braunen, «hier ist Ziegenmilch». Und nachdem jedermann sich erlabt hatte und sowohl Geißenmilch als auch Kuhmilch gebührend belobt worden war, gestand er den erstaunten Gästen, daß beide Krüge Ziegenmilch enthalten hätten.

Genau wie der Gaumen fast aller Gäste der Suggestion des Sennen erlag, erliegt unser Ohr, wenn wir versuchen, nach dem Gehör Mundart zu schreiben, der suggestiven Kraft des schriftsprachlichen Wortbildes. Die Erinnerung an dieses Bild erweist sich häufig als stärker als unser Gehör.

Bitten Sie einmal einen Bekannten, nach dem Gehör in seiner Mundart den Satz zu schreiben: «Der Dritte sagte: Siehst du jetzt die Tanne über jenem roten Dach», und achten Sie dann darauf, wie er die «d» und die «t» wiedergibt. Er wird ungefähr folgendes schreiben: *De dritt hät gsäit: Gseesch jetzt di säb Tanne über dem roote Dach*. Er schreibt also für den T-Laut in *dritt* und in *hät* und in *Dach* das erstemal «tt», das zweitemal «t» und das drittemal «d», obwohl es sich in Wirklichkeit dreimal um den genau gleich gesprochenen Laut handelt, der jedesmal mit «t» geschrieben werden muß. Am stärksten aber wirkte die Suggestion bei dem auslautenden «t» im Worte «jetzt». Jenes «t» ist in der Mundart nämlich überhaupt nicht vorhanden, und nur die Erinnerung an das schriftsprachliche Wortbild ist schuld daran, daß es dasteht.

Es genügt nicht, um den Dialekt richtig schreiben zu können, daß man gewisse Regeln der Mundartschrift beherrscht. Man muß zudem versuchen, sich freizumachen vom Gängelband der Schriftsprache, und sich bemühen, nicht mit den Augen, sondern mit den Ohren zu hören.

Das ist natürlich schwerer und mühseliger, genau so, wie es anstrengender ist, jemandem einen Maßanzug anzufertigen, als jemandem ein Konfektionskleid anzuprobieren.

Aber der Aufwand lohnt sich: Eine lautgetreue Mundartschrift ist im Interesse der Mundartpflege und muß deshalb all jenen am Herzen liegen, die mit Meinrad Lienert finden:

«Wurd äinisch t üüsri Sprooch uustoo,
müekt us em Härz mängs Würzli noo.»